Nr. 11. 42. Jahrgang. November 1928.

Monatsblätter

der

Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde

Postscheckkonto Stettin 1833.

Zweite Versammlung:

Montag, den 19. November, abends 8 Uhr (20 Uhr), im Vortragssaale des Provinzialmuseums pommerscher Altertümer, Luisenstraße, Ecke Königsplatz:

Herr Professor Dr. O. Altenburg: Wilhelm Meinhold, ein pommerscher Romantiker.

Als ordentliche Mitglieder sind aufgenommen: die Herren Lehrer Klug in Plathe Kr. Regenwalde, Schulrat Born in Stargard i. Pom., Hauptmann a. D. Herm. von Schwerin in Gr. Christinenberg Kr. Naugard, Postrat G. von Malotki in Frankfurt a. M. und Zeichenlehrer Berndt in Gollnow; ferner Frau Gräfin von Arnim in Gersdorf bei Bramstädt Kr. Belgard und das Barnim-Reform-Realgymnasium in Gollnow.

Wir bitten noch einmal dringend um baldige Einsendung der für 1928 fälligen Jahresbeiträge auf unser Postscheckkonto Stettin 1833. Zahlkarte hatten wir unserm Januar-Monatsblatt beigegeben.

Falls der Beitrag nicht bis zum 15. November d. J. eingegangen ist, nehmen wir an, daß Einziehung durch Postnachnahme gewünscht wird, machen allerdings darauf aufmerksam, daß dann besondere Einziehungskosten hinzutreten.

Die öffentlichen Besuchsstunden des Provinzialmuseums Pommerscher Altertümer

(ab 6. November).

1. Dienstag, Mittwoch, Freitag 10—12 Uhr; Eintritt 30 Pfg.
2. Sonnabend 14—16 Uhr, Sonntag 11—13 Uhr und 14—16 Uhr; Eintritt frei.
3. Außerhalb dieser öffentlichen Besuchsstunden zahlen Einzelbesucher 1 RM, mehrere Personen je 50 Pfg.

4. Donnerstags haben Schulklassen und Vereine oder sonstige geschlossene Gruppen nach Voranmeldung freien Eintritt.
5. Sonst können Schulklassen und geschlossene Gruppen auf Antrag Ermäßigung bis 1 RM für je 10 Personen erhalten.
6. Mitglieder der Altertumsgesellschaft (mit ihren Ehefrauen und minderjährigen Kindern) haben während der öffentlichen Besuchsstunden gegen Vorzeigung ihrer Mitgliedskarten freien Eintritt.

Pommersche Dichtung
von ihren Anfängen bis zum Beginn des achtzehnten Jahrhunderts.

Ein Versuch.

Von † Hans Ebel.

(Fortsetzung.)

Auf ihren literarischen Wert geprüft, erscheinen diese Trauerlieder, welche oft als Neniae, Klagelieder u. ä. bezeichnet werden, natürlich in der Regel recht belanglos. Doch begegnen uns Verse, die in ihrer Knappheit und sprachlichen Gewandheit durchaus Anerkennung verdienen, so das Gedicht auf den Tod des Herzogs Georg III. von dem bedeutenden Dramatiker Caspar Brülow, das aus seiner Straßburger Zeit stammt:

„Alsatia ad Pomeraniam.
Non tantum misero vivis Pomerania vultu,
Agricolaeque tui fata dolenda doles:
Ipsa gemit tecum tellus Alsatia, tecum
Urbs flet, ab argento quae sibi nomen habet:
Heu cecidit Georgius Heros
Princeps Griphonum de genitore fatus . . .
Summe Jehove duces Pomeranae gentis adauge,
Tu pacem dona prolificamque domum.
Conjuge cum Sophia tu protege Jova Philippum,
Tu trinos fratres protege summe Jova.“

Auf dem Gebiet der Gelegenheitsdichtung versuchen sich zu jener Zeit die bedeutendsten Männer, so neben Brülow Daniel Cramer, Johann Bütow, Ludwig Holle, später Micraelius und andere. — Einer seltsamen Spielerei, die auch in Pommern seit etwa 1600 manche Liebhaber findet, sei noch gedacht, der Chronodistichen. Es sind dies lateinisch abgefaßte Distichen, deren stets besonders hervorgehobene Buchstaben eine Jahreszahl ergeben. Sie erscheinen in vielfacher Verwandlung, häufig auch am Ende der sogenannten Grabgesänge, in denen sie Geburts- und Todesdatum des Verstorbenen angeben, vor allem auf Titelblättern an Stelle von Jahreszahlen, so auf dem des Weihnachtsspieles von Martin Smechel: hoC anno DeVs pIos DefenDIt. Die Summe der Zahlzeichen, welchen die großen Buchstaben entsprechen, ergibt das Er-

scheinungsjahr 1607. — Als Meister in der Kunst des Verfertigens der Chronodisticha erscheint der Schöffe Paul Zacharias. Bei Daniel Cramer, der uns sein Todesjahr überliefert hat, wird er erwähnt als ein „fürtrefflicher Poet / der insonderheit in Chronodistichis so geschwind vnd anmuthig war / das seines gleichen nicht darin leicht zu finden ist". Eine große Anzahl dieser findet sich in Friedeborns Beschreibung der Stadt Alten Stettin. 1612 widmet Zacharias seinen Amtsgenossen ein seltsames Werk, in welchem der Inhalt sämtlicher Episteln und Evangelien in wenigstens einem lateinischen Distichon und einem deutschen Verse angegeben ist. Diesen folgen Aussprüche klassischer Schriftsteller, welche, wie viele Schriften jener Zeit, von größter Belesenheit zeugen. Der Kuriosität halber sei erwähnt, daß Zacharias es noch für nötig hält, auf jeden Sonntag ein passendes Chronodistichon hinzuzufügen, das in der oben geschilderten Art die Jahreszahl 1608 enthält.

An spezifischer Lyrik ist aus dieser Zeit kaum Besonderes überkommen, nirgends offenbart sich eine dichterische Kraft wie später etwa in den Liedern der Sibylle Schwarz. An jenen gemessen erscheinen auch die Versuche einzelner Dichter, die als Dramatiker doch recht Erfreuliches leisten, wie Stummel und Holle, recht belanglos. Stummel, Pfarrer zu Stettin, gibt einen Band „poemata" heraus, denen bald ein zweiter, „alia poemata", ferner ein Werk „iuricidium Paridis et alia poemata" folgen, mancherlei „Carmina elegiaca" sind von dem Greifswalder Professor Seccerwitz bekannt, in den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts lassen der Prorektor David Hopf ein Büchlein „bucolica lacra" und Ludwig Holle, Pfarrer zu Pölitz, mehrere Gedichtbände erscheinen, auch der berühmte Stargarder Arzt David Herlitz veröffentlicht u. a. einen fasciculus carminum, doch verlohnt es nicht, auf jene geringen Werke weiter einzugehen.

Was hier grundsätzlich über die Lyrik der Übergangszeit um 1600 gesagt ist, gilt insbesondere auch für die Kirchenlieder. Keines entsteht zu jener Zeit, das den herrlichen Liedern der Reformationsdichter Freder, Decius und Knöpken an Wert und Gehalt ebenbürtig erscheint. Sind diese Verse getragen von dem machtvollen Willen und dem gläubigen Geist des ganzen Protestantismus, sind sie vielleicht nur Sprachrohr dieses Willens, so bedeuten die geistlichen Lieder jener jüngeren Zeit nur persönliche Bekenntnisse ohne rechte Kraft und Ursprünglichkeit. Der Anklamer Rektor Thom. Cramer verfaßte „Hymnos sacros", die auch bei Micraelius genannt werden. Sicher kommt nur wenigen Liedern des Pfarrers Adam Hamel aus Bahn, welche, im Gegensatz zu den früher genannten, ursprünglich hochdeutsch abgefaßt sind, einige Bedeutung zu. Sie sind heute in Vergessenheit geraten, nur sein „O Herre Godt, ick bidde dich" ist diesem Schicksal entgangen. — Es sei hier darauf hingewiesen, daß vielfach die Meinung verbreitet ist, Hamel habe sich lediglich in Kirchenliedern versucht und sich jedes andere Gebiet, auch das der Gelegenheitsdichtung, versagt. Indessen ist jene Ansicht irrig, wir erfahren noch von mancherlei Dichtungen:

einem Anagramm für den 1602 zu Bahn verstorbenen Vater und einer Epitaphinschrift für den Greifenberger Präpositus Joachim Marcus von 1614, welche beide in lateinischer Fassung konventionelle Gedanken zum Ausdruck bringen und gewissenhaft auch bei Cramer erwähnt werden, kommt wie in den meisten ähnlichen Versen keine sonderliche Bedeutung zu.

Charakteristisch für die Wertherabminderung des Kirchenliedes, welche vielfach dadurch bedingt ist, daß es zum einseitig orthodoxen, antisektiererischen Tendenzlied wird, erscheint mir ein von dem schon genannten Stettiner Pfarrer Stummel 1585 zum pommerschen Reformationsjubiläum verfaßter „Christlicher Gesang". In ihm findet die religiöse Intoleranz, die sich uns vor allem in Kanzelreden und theologischen Untersuchungen jener Zeit offenbart, beredten Ausdruck:

„ACH GOtt von Himmel sieh darein
Vnd laß dir HErr befohlen seyn /
Das arme kleine Häuflein dein /
Welchs dein Wort bewahret rein / . . .

Allen Rotten und Secten wehr /
So dein Wort thun verkehren
Vnd verfälschen mit jhrem Tand /
Zeig jhnen dein gewaltge Hand / . . .

Der Calvinisten Tück und Ranck
Laß HErr gehn den Krebßgang / . . .
Daß deine liebe Christenheit
Dich lob in alle Ewigkeit . . ."

Die hier mitgeteilten Verse Stummels stehen den Kampf- und Spottliedern seiner nicht minder fanatisch orthodoxen Amtsbrüder schon bedenklich nahe. Nur richten sich diese zumeist, wie zur Reformationszeit, gegen die katholische Kirche, vor allem den Papst. Als Clemens XII. im Jahre 1600 das römische Jubeljahr ausschrieb, wandte sich der Stettiner Pfarrer Daniel Cramer in knappen, scharfen Versen gegen den Pilger, der sein gutes Gold zum Heiligen Stuhl bringt, um „Blei" dafür zu erhalten.

„Quid Romam portas? Aurum. Quid at inde reportas?
Plumbum. Quis reddit plumbea? Papa pater . . ."

Namentlich die Hundertjahrfeier der Reformation im Jahre 1617 gibt zahlreichen pommerschen Theologen erwünschte Gelegenheit, in meist recht belanglosen Versen den „Sieg des Evangelii" zu preisen, ja, sie verschmähen es auch in jener Zeit nicht, in unverhohlener Schadenfreude die katholische Kirche zu verhöhnen. An erster Stelle begegnet uns wieder Daniel Cramer. Von ihm rührt ein Schriftchen her, dessen Kupferstich für jene Zeit durchaus charakteristisch erscheint: „Ein todter Lew lag auff der Erden / durch ein schwer Buch (die Bibel) ertruckt / dem ging eine Schreibfeder durch beyde Augen.

Veritas mit einem Sonnenglantz / bloßen Schwerd / und Schild stund ihm auff dem Rücken. Aus dem Schilde ging ein fewriger Schuß / der schoß dem flüchtigen Tetzel Münch die Krambutten so er auff den Rücken trug / den Boden auß / daß jhm alles gehandelte Geld entfiel. Mit der Vberschrifft Tandem Triumphat Veritas." Cramers Epigramme zu diesem Bilde erinnern in vielfacher Beziehung an die aus dem gleichen Jahre stammende, später noch genauer zu erwähnende „Tetzelocramia", eine „lustige Komödie von Johann Tetzels Ablaßkram" von Kielmann, namentlich an das Lied: „Der Babst hat sich zu Tod gefallen", das dort eine Schar Kinder singt, den aus seiner Sänfte gestürzten Papst umtanzend:

„Der Römisch Babst=Lewe ist gefallen /
Die Wahrheit sieget oben: . . .
Lutheri Fedr ein Dorn ist scharff
Die jhm beyd Augn auß boret:
Der Tetzl geschwinde davon rückt /
Muß seinen Kram lahn fallen.
Für Hundert Jahren fing diß an /
Soln wir nicht jubiliren? . . ."

Ein völlig gewandeltes Lebens= und Weltgefühl offenbart sich uns in den Dichtungen jener späteren Periode, deren bedeutsamste Werke vor allem ungefähr zwischen 1630 und 1660, teilweise noch in den folgenden Jahrzehnten, entstehen. Sie gehören, geistesgeschichtlich gesehen, in die Epoche des Barock. Seltsamerweise findet der Geist jener Zeit in Pommern den klarsten und stärksten Ausdruck im dramatischen Schaffen, dagegen erscheint die spezifische Lyrik weit weniger durch diesen bedingt; allein in der Gelegenheitsdichtung offenbart sich dieser besonders eindringlich. Man beschreitet im wesentlichen noch die alten, schon genauer bestimmten Bahnen, sodaß sich ein genaueres Eingehen erübrigt. Doch muß eines hervorgehoben werden: Die Gelegenheitsdichtung erlangt vor allem in der Lyrik — dieser Begriff muß hier ganz umfassend gesehen werden — eine unumschränkte Herrschaft, sie erreicht im Barock ihre größte Bedeutung, worauf schon hingewiesen wurde. Diese verliert sie erst im Verlauf von Jahrzehnten und erscheint in ihrem Wert und Sinn vollends belanglos. Zu dem Interessantesten, das aus jener Periode überkommen ist, gehören eine größere Anzahl von Liedern aus den Jahren der Belagerung Stettins durch den Großen Kurfürsten, die in unserer Zeit, in welcher wir das Zweihundertfünfzigjahrfest der Eroberung der Stadt feierten, besondere Beachtung verdienen. Es spiegeln sich in ihnen mancherlei Einzelheiten der Operationen jener Jahre. So spotten die Stettiner über die Brandenburger, die 1677 unter General Schwerin nach vergeblichen Angriffen von Westen her die Oder überschreiten, die Lastadie besetzen und von hier die Stadt bestürmen:

„Ist das der rechte Weg, Herr General Schwerin,
Zur Vorstadt der Lastad' nach Alten Stadt Stettin?"

Schlagfertig antworten die Brandenburger darauf:

„Der klug und tapfre Held, der General Schwerin,
Macht einen neuen Weg zur Stadt Stettin;
Wie er vorhin gebrochn die Schanze an der Schwin,
Und mit Gewalt erstieg die feste Stadt Wollin . . .

Reim hin-, reim hergemacht, zu reimen ist nicht Zeit;
Zu räumen aber wohl. Das ist ein Unterscheid, . . .
Es räumet in der That der General Schwerin,
Und reicht mit seinem Reim bis an die Stadt Stettin."

In oft recht langatmigen und gequälten Versen schildert man, wie es schließlich gelingt, Stettin zu bezwingen, und wie die „lange bewahrte Jungfer nunmehro in die Arme eines durchl. Anwerbers geliefert ward", oder berichtet umständlich von dem „pommrischen Waffenklang und Stettinischen Belägerungszwang". Ein „Gedicht nach der Übergabe Stettins an den großen Kurfürsten 1677" klagt über das traurige Los der stolzen Stadt:

„Stettin, du edler Oderdamm,
Bekränkt in deinem Orden,
Ist nun ein ander Bräutigam
Zu deinem Mann geworden,
Der schon vorlängst nach dir gefreit
Und nun kann recht belohnen
Dir die bewies'ne Tapferkeit,
Wenn er bei dir wird wohnen."

Stettins Geschick während der Belagerung durch die brandenburgischen Truppen wird in typisch barocker Art in einer allegorischen Erzählung veranschaulicht, der unbekannte Dichter vergleicht es mit Troja, das nach heldenmütiger Verteidigung dennoch den Griechen sich ergeben muß, und endet mit einem Segenswunsch für die schwer geprüfte Stadt:

„Drumb bleib', Stettin, in Gottes Hut,
Du edle Oderkrone:
Er segne dich an Seel und Gut!
Den Preis hast du zum Lohne,
Daß du dem großen Friederich
Dich ehrlich hast vermählet . . ."

Unter den Faktoren, welche die Entwicklung der Lyrik des siebzehnten Jahrhunderts in weitgehendem Maße bedingen, erscheint mir namentlich die Pflege der Dichtung in mancherlei künstlerischen Vereinigungen von Bedeutung, welche zu jener Zeit in zahlreichen Orten, namentlich Mittel- und Süddeutschlands, gegründet werden; es sei an die Fruchtbringende Gesellschaft und die der Pegnitzschäfer erinnert, welche hier eine bedeutende Stellung einnehmen. Nach ihrem Vorbilde wird auch in Pommern eine Vereinigung mit verwandter Tendenz und ähnlichen Gepflogenheiten,

die Gottsingende Gesellschaft in Greifenberg errichtet. Ihr genaues Gründungsjahr läßt sich nicht ermitteln, doch ist gewiß, daß sie schon vor 1658 besteht. Die Zahl ihrer Mitglieder ist eine recht geringe, wir hören von siebzehn bis einundzwanzig, nur Angehörige des Greifenberger Senats, der Geistlichkeit der Stadt und der nahen Dörfer wie der umwohnenden Adelsgeschlechter werden aufgenommen. Der geistige Führer dieses erlauchten Kreises ist der Bürgermeister Johann Möller, der sich vor allem als Dichter von geistlichen Liedern auszeichnet; der Verfall der Gesellschaft scheint schon bald nach seinem Tode (1680) zu erfolgen. In ihrer geistlichen Orientierung erscheint sie von den Pegnitzschäfern beeinflußt. Zunächst werden neben religiösen auch weltliche, „jedoch höfische“ Stoffe besungen. Indessen seit 1658 beschränkt man sich völlig auf das Gebiet geistlicher Dichtung. In den bei den Zusammenkünften üblichen Gebräuchen und Sitten folgt man anscheinend in der Hauptsache dem Vorbilde der Fruchtbringenden Gesellschaft. Ein Gedicht Möllers berichtet von den Tagungen der Greifenberger. Man trifft sich abwechselnd in den Häusern der einzelnen Mitglieder bei einfacher Bewirtung: „Brot mit Salz, und Bier, So ist alles hier.“ Bisweilen werden musikalische Aufführungen in der Kirche der Stadt veranstaltet. Der Greifenberger Kreis ist keineswegs lediglich als eine Vereinigung zum Zwecke der Pflege edler Geselligkeit und der Dichtkunst gedacht, sondern auch als eine enge ethische Gemeinschaft.

„Wir, als Teutsches Hertz und Bluht
    Nehmen alles wol,
    Wie ein Bruder soll . . .
Schandbarkeit, Aufschneiderey,
    Liegen, Pochen, Schmehen, —
    Wird hier nicht gesehen . . .
    Bey uns ist kein Splitterrichten
    Sondern lauter freundlich — schlichten, . . .
Ehr und Lieb ist unser Bund . . .“

Der Wahlspruch dieser Gesellschaft lautet:

„Vivimus ut Fratres concordes, Jovae & Amicis:
Symbola sunt Jesus, Musica, Candor, Amor.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Ausgrabungen auf dem Burgwall von Garz a. R.

Von Dr. W. Petzsch.

In der Zeit vom 13. August bis 8. September dieses Jahres haben auf dem alten wendischen Burgwall bei Garz auf Rügen Ausgrabungen stattgefunden, die weit über Rügens und Pommerns Grenzen hinaus Aufsehen erregten. Das lag aber nicht daran, daß die Ergebnisse der Grabungen etwa ganz ungewöhnlich bedeutsam gewesen wären, sondern nur an der reklamehaften Aufmachung der Meldungen in den großen Berliner Zeitungen, von denen dann die

kleineren Blätter den Unsinn wörtlich übernahmen: da wurde von großen Goldschätzen gefabelt, nach denen die Leiter der Grabung suchen sollten, Tempel mit wohlerhaltenen Götzenbildern sollten aufgedeckt sein (Photozentralen der großen Presse baten um photographische Abzüge von Aufnahmen der aufgefundenen Tempel „einschließlich der Götzenbilder"), man wollte wissen, daß die Heiligtümer, die auf der Burg gestanden hatten, viel bedeutsamer und größer gewesen seien, als das berühmte Swantevitheiligtum auf Arkona; die illustrierten Zeitschriften brachten unter anderen Aufnahmen vom Grabungsgelände auch die Photographie „eines der wohlerhaltenen menschlichen Skelette, die im Tempelbezirk aufgedeckt wurden": da liegen einträchtig beieinander ein Menschenschädel, Eberhauer, Schweinsrippen und Kuhbeine — und das Ganze ist dann ein Menschenskelett!

Nun, Goldschätze, Götzenbilder und ähnliche schöne Dinge haben wir nicht ausgegraben; aber für die Wissenschaft sind die Ergebnisse der Untersuchung des Garzer Walles doch von großer Bedeutung. Ist Garz doch neben Arkona die einzige wendische Tempelfestung, bei der sich die schriftliche Überlieferung des Mittelalters durch die Bodenforschung nachprüfen und bestätigen ließ. Geheimrat Schuchhardt, der frühere Direktor der vorgeschichtlichen Abteilung am Staatlichen Museum für Völkerkunde in Berlin, hatte 1921 die Tempelburg Arkona untersucht, deren Eroberung und Zerstörung im Jahre 1168 der dänische Geschichtsschreiber Saxo Grammaticus als Augenzeuge beschreibt. Auf der äußersten Spitze des Vorgebirges hatte Herr Schuchhardt die Fundamente des von Saxo geschilderten Tempels gefunden, eine 2 m breite Steinpackung, die in ihrem Verlauf ein Quadrat von 20 m Seitenlänge ergab. Innerhalb dieses Vierecks waren noch die Pfostenbettungen für die vier Holzpfosten im Boden erhalten, die das Allerheiligste gebildet hatten (die Pfosten waren durch Purpurvorhänge mit einander verbunden gewesen), und in diesem Allerheiligsten hatte sich auch die Fundamentgrube für das hölzerne Swantevitbild feststellen lassen, dessen Holzbasis mit Steinen im Boden festgekeilt war.

Hatte so die Bodenforschung in Arkona den Bericht Saxos über das Heiligtum bestätigt, so sollte nun in Garz die Saxo-Überlieferung in der gleichen Weise nachgeprüft werden. Während aber Saxo, wie sich aus Einzelheiten, die er erzählt, mit großer Wahrscheinlichkeit ergibt, in Arkona selbst mit dabei war, hat er seinen Bericht über Garz wohl von einem der Teilnehmer erhalten, bringt daher weniger Einzelheiten. Seine Erzählung von der Kapitulation der Feste Garz schließt unmittelbar an die Übergabe von Arkona an:

Der Bischof Absalon von Roeskilde, die Seele der Feldzüge gegen die heidnischen Ranen, hatte sich am Abend der siegreichen Schlacht um Arkona gerade zur Ruhe niedergelegt; da verlangte ein Rane mit lautem Zuruf seinen Dolmetscher Gottschalk zu sprechen; dieser eilte vors Lager und holte auf den Wunsch des Wenden den Bischof herbei, dem der Fremde nun sein Anliegen vortrug: er heiße Granza, Littogs Sohn, und sei aus Garz ge-

bürtig; wenn der Bischof ihm gestatten wolle, den Garzern die Nachricht vom Falle Arkonas zu bringen, so hoffe er die dortigen Befehlshaber von der Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes überzeugen zu können. Da er eine schwere Armwunde aufwies, die ihn kampfunfähig machte, so hatte Absalon keine Bedenken, ihn gehen zu lassen; doch gab er den Garzern nur drei Tage Bedenkzeit; wenn sie sich gütlich unterwerfen wollten, so sollten die Vornehmsten des Landes bei seiner Ankunft vor Garz sich am Hafen einfinden. Granza eilte nach Garz, wo sich die Besatzung gerade in fieberhafter Eile auf die Belagerung einrichtete; die Kunde von Swantevits Fall schlug wie ein Blitzstrahl ein. Die beiden Landesfürsten, Tetzlaf und sein jüngerer Bruder Jaromar, die den Oberbefehl in der Burg persönlich übernommen hatten, entschlossen sich zur Kapitulation und empfingen Absalon, der mit 30 Schiffen dem König Waldemar vorausgesegelt war und wohl im Hafen von Puddemin vor Anker ging, mit den übrigen Edelen des Landes. Absalon lud sie auf sein Schiff, vereinbarte die Bedingungen der Übergabe und hielt die Fürsten bis zur Ankunft des Königs fest. Dieser billigte die Abmachungen, und nun zog Absalon mit dem Fürsten Jaromar und einer kleinen Begleitmannschaft von 30 Soldaten zur Burg hinauf. „Die Stadt ist auf allen Seiten," so fährt dann Saxo fort, „von Sümpfen und Wasserflächen umgeben und hat nur einen einzigen Zugang über eine sumpfige und schwer zugängliche Furt; wenn einer hier unvorsichtigen Schrittes vom Wege abirrt, muß er in dem tiefen Sumpf versinken. Sobald man diese enge Stelle hinter sich hat, stößt man auf einen Pfad, der der Stadt vorgelagert ist; dieser führt zum Tor und liegt gerade zwischen Wall und Sumpf." Als Bischof Absalon sich der Burg näherte, strömte die Besatzung, angeblich volle 6000 Mann, aus der Burg heraus und stellte sich in langer Reihe, die Speere umgekehrt in die Erde gesteckt, zu beiden Seiten des Weges auf. Unerschrocken schritt Absalon durch dies Spalier hindurch, bis er zum Tor kam.

„Der Ort," heißt es dann bei Saxo weiter, „ist ausgezeichnet durch drei hochheilige Tempelbauten, die im Glanz der einheimischen Kunst erstrahlen. Ihnen hatte das Ansehen örtlicher Gottheiten fast ebenso große Verehrung verschafft, wie es in Arkona die Hauptgottheit des ganzen Stammes besaß. In Friedenszeiten war der Platz unbewohnt; jetzt war er jedoch mit zahlreichen Wohnhütten dicht bedeckt. Diese Hütten waren drei Stockwerke hoch, wobei das unterste als Stütze für das mittlere und obere diente. Ja, die Enge, die durch diese dichte Bebauung entstanden war, war so groß, daß Schleudersteine, die man etwa mit Wurfmaschinen in die Stadt hätte schleudern wollen, keinen Platz gefunden hätten, wo sie hätten zu Boden fallen können. Überdies hatte der Gestank, der durch die Unsauberkeit entstanden war, sich über das ganze Innere der Stadt verbreitet und quälte ebenso die Körper wie die Angst die Seelen.

Das größere Heiligtum stand in der Mitte seines Vorraumes (vestibulum); aber dieser hatte wie das Allerheiligste (fanum nennt es Saxo) anstatt der Wände Purpurdecken als Abschluß; das

Dach ruhte nur auf den Pfosten. Als daher die Diener die Schmuckdecken des Vorraumes heruntergerissen hatten, konnten sie ihre Hände gleich zu den Vorhängen des inneren Heiligtums ausstrecken. Sie rissen auch sie herunter, und nun war das aus Eichenholz gefertigte Götzenbild, das den Namen Rugiaevith führte, von allen Seiten sichtbar; es erregte durch seine häßliche Entstellung großen Spott. Denn von den Schwalben, die unter seinem Kinn ihre Nester gebaut hatten, war seine Brust über und über beschmutzt. Fürwahr, eine würdige Gottheit, die ihr Bild so häßlich von Vögeln besudeln ließ! An seinem Haupt saßen sieben menschenähnliche Gesichter, alle unter einem einzigen Schädeldach. Ebenso viele wirkliche Schwerter mitsamt ihren Scheiden, die an einem Gürtel hingen, hatte der Künstler an der Seite des Bildes befestigt; ein achtes Schwert hielt der Götze gezückt in der Rechten; es war in seine Faust eingefügt und mit einem eisernen Nagel darin so fest angebracht, daß es nur herausgerissen werden konnte, wenn man die ganze Hand abhieb. Dies gab dann auch Anlaß, die Hand abzuschlagen. Der Leibesumfang des Bildes ging über menschliches Maß hinaus; seine Größe war so beträchtlich, daß Absalon, wenn er auf die Fußspitzen des Bildes trat, nur mit Mühe das Kinn mit der Streitaxt, die er gewöhnlich in der Hand führte, erreichen konnte. Rugiaevith war nach dem Glauben jener Leute mit der Kraft eines Kriegsgottes begabt und leitete ihre Kämpfe. Nichts Angenehmes war an diesem Bildwerk zu sehen, da die Linienführung der groben Holzarbeit überaus unschön wirkte. Und nun legten die Diener zum großen Entsetzen der ganzen Bevölkerung die Axt an die Schienbeine des Götterbildes. Als sie durchgeschlagen waren, fiel der Klotz mit lautem Krachen zu Boden. Bei diesem Anblick höhnten die Städter über die Machtlosigkeit ihres Gottes und wandelten ihre Ehrfurcht in Verachtung.

Nicht zufrieden mit seiner Vernichtung streckten die Trabanten ihre Hände noch begieriger zu dem Bilde des Porevith aus, das im nächsten Tempel verehrt wurde. Er war mit fünf Köpfen versehen, aber waffenlos dargestellt. Man hieb das Bild um, und dann machte man sich an den Tempel des Porenutz. Sein Standbild zeigte vier Gesichter; ein fünftes Antlitz war in die Brust eingefügt; dessen Stirn berührte der Gott mit der Rechten, das Kinn mit der Linken. Auch dieses Standbild sank von den Beilhieben der Diener getroffen zu Boden. Die Burgbewohner erhielten von Absalon den Befehl, die Bildsäulen innerhalb der Umwallung zu verbrennen; sie baten jedoch, er möge Mitleid mit ihren eng zusammengedrängten Wohnungen haben und die Leute, deren Leben er schonen wolle, nicht dem Brande zum Opfer fallen lassen. Denn wenn das Feuer sich ausbreite und nur eine einzige von ihren Hütten ergriffe, dann werde es sich bei der engen Bebauung unzweifelhaft über den gesamten Burgraum ausbreiten. Deshalb erhielten sie den Auftrag, die Holzbilder aus der Burg herauszuschaffen; sie weigerten sich aber lange aus Furcht, sie würden durch göttliche Strafe den Gebrauch der Glieder, mit denen sie den Befehl ausführten, einbüßen. Schließ-

lich ließen sie sich doch dazu bewegen, die Bilder aus der Burg herauszuschleifen, und diese wurden dann zerkleinert und verbrannt."

Das ist Saxos Bericht. Ihn durch eine Ausgrabung nachzuprüfen, bot erhebliche Schwierigkeiten. Die Burg Arkona war seit der Zerstörung 1168 nicht wieder bewohnt worden. Von Garz dagegen wissen wir, daß die Burg zwischen 1230 und 1240 die Residenz des Fürsten Wizlaw I. von Rügen war: hier ist die Gründungsurkunde für Stralsund 1234 ausgestellt; unter einer Urkunde Wizlaws vom Jahre 1237, die in Garz (Charenz) ausgefertigt ist, erscheinen als Zeugen seine Söhne Jarwezlaw, Petrus, Jaromar und Wizlaw, ferner ein Mönch Berthold vom Kloster Neuenkamp (heute Franzburg), der Priester Alexander von Garz und der Subdiakon Helmich, sein Truchseß (dapifer) Nicolaus und mehrere wendische Adelige. Er hat also sein ganzes Gefolge bei sich gehabt; die Burg kann demnach nicht ganz klein gewesen sein. Schon vor 1232 hat Wizlaw auf dem Burgwall eine Kapelle gebaut, die noch 200 Jahre später bestanden hat. Es war also von vornherein damit zu rechnen, daß die ursprüngliche Tempelanlage von Garz durch diese spätere Überbauung weitgehend zerstört war. Noch im rügenschen Erbfolgekriege wurde die Burg von den Stralsundern und Greifswaldern lange Zeit belagert (1327), bis sich die Besatzung endlich ergab. Was konnte da alles zerstört sein an etwaigen Resten aus der heidnischen Zeit!

Und selbst, wenn das nicht der Fall war, was konnten wir als Ergebnis der Ausgrabung erwarten? Von dem Rugiaevith-Heiligtum überliefert Saxo ausdrücklich, daß es keine festen Wände hatte, sondern nur Pfosten, die mit Decken verbunden waren: die Ausbeute konnten also höchstens, wie in Arkona, die Pfostenbettungen aus kleinen Steinen im Boden sein. Daß das Götzenbild mit einem Holzzapfen in die Erde eingelassen war, ist wahrscheinlich, wenn es auch aus den Worten Saxos nicht mit Sicherheit hervorgeht. Und wenn schon von dem großen Tempel nicht mehr zu erwarten war, was konnte man dann von den beiden kleineren erhoffen? Es blieb also im ungünstigsten Falle nur die Kapelle übrig, deren Fundamente ja im Boden stecken mußten; nach den zahlreich im Ackerboden verstreuten Ziegelbrocken konnte man ihre Stelle ziemlich leicht erkennen.

Aus Saxos Bericht geht deutlich hervor, daß die Burg in erster Linie durch ihre Lage im Sumpf geschützt war. Die Wenden haben einen ziemlich großen Hügel, der am Nordufer des langgestreckten Garzer Sees lag und im Süden und Westen von Sumpf und Moor umgeben war, zu einer Befestigungsanlage großen Stiles hergerichtet. Der Hügel selbst ist 10—14 m hoch und bietet oben ein Areal von etwa 8 Morgen Größe. Aus älteren Berichten wissen wir, daß von der Nordspitze des Garzer Sees ein doppelter Wall sich um die Ost- und Nordseite des Burghügels an seinem Fuße herumzog. Beide Vorwälle vereinigten sich auf der Nordwestseite in einem Hügel, an dem der Weg durch den Sumpf zum Tor hin vorbeilief. Dieser Weg war offenbar ein Bohlenweg, da früher

mehrfach lange, unten zugespitzte Eichenpfähle in ihm zutage gekommen sind. Der Eingang liegt auf der Westseite, noch heute der einzige Fahrweg, der auf die Burg herauffühört. Die Sümpfe sind heute trocken gelegt, die Vorwälle verschwunden; sie haben schönen Anlagen Platz gemacht. Der Burghügel erhebt sich am höchsten im Norden und Osten; hier haben die Wenden noch einen Wall auf den Rand der Lehmkuppe aufgesetzt, der sich 1—3 m über das Plateau des Burginneren erhebt. Im Südwesten und Süden fehlt der Wall, im Südosten ist sogar das Plateau fast 1 m über den Burgrand erhöht. Es war die Frage, ob hier jemals ein Wall gestanden hat, der dann in späteren Zeiten aus irgend einem Grunde abgetragen wäre. Drei kleine Probegräben, die an verschiedenen Stellen durch den Randabschnitt gezogen wurden, ergaben in Abständen von 90—100 cm Pfostenlöcher. Es hatte also eine Art Plankenzaun dicht am Rande gestanden. Für das Fehlen des Walles an dieser Stelle konnte es nur eine Erklärung geben: hier hatten sich Gebäude erhoben, die weithin sichtbar sein sollten; das konnten bloß die Tempel gewesen sein. Auch ist nur hier im Südostteile der Burg das Gelände so beschaffen, daß es als Stätte der einstigen wendischen Heiligtümer in Frage kommt. Denn vom Südostrande zieht sich ein ganz ebener Geländestreifen gut 100 m weit nach Nordosten und fällt dann ziemlich unvermittelt ab. Auf der so gebildeten Kuppe mußte schon nach den vielen Backsteinresten, die über dem Boden verstreut lagen, die christliche Kapelle gestanden haben. Diese Verhältnisse bestimmten die Ausgrabungsleitung (sie bestand aus Geheimrat Schuchhardt-Berlin, Prof. Stiehl-Charlottenburg und Privatdozent Dr. Petzsch-Greifswald) dazu, hier den Spaten anzusetzen und vom Südostrande bis zur Kuppe hin Gräben von 1 m Breite und zunächst 60—70 cm Tiefe zu ziehen. So tief lagen die meisten Kulturreste. Den Untergrund bildete Lehm; es hatte den Anschein, als wenn der gewachsene Boden mit 60 cm erreicht sei. Erst später stellte sich heraus, daß das nicht der Fall war. Dicht am Rande war nämlich ursprünglich eine Bodendelle von 2½ m Tiefe und fast 25 m Länge — in der Richtung auf die Kuppe zu — gewesen, und die Wenden hatten diese Eintiefung mit verschiedenen Schichten von Lehm oder lockerer Moor- und Humuserde ausgefüllt, um einen ebenen Platz für ihre Tempel zu schaffen. Schon am zweiten Tage stießen die Arbeiter auf eine Steinpackung, etwa 10 m vom Rande entfernt. Die Packung wurde freigelegt und erwies sich als die Fundamentierung einer Gebäudewand; das konnte nur einer der gesuchten heidnischen Tempel sein, dessen Vorderwand wegen des lockeren Bodens dieses Fundament bekommen hatte. Die Länge der Steinpackung betrug etwa 7 m. Das Heiligtum wird also ein Quadrat von 7 m Seitenlänge umschlossen haben. Bei Weiterführung der Schnitte, die parallel zu einander in 10 m Abstand gezogen wurden, kamen mehrere wendische Wohngruben zum Vorschein; sie bargen große Mengen von Gefäßscherben, Tierknochen und einige wenige Geräte aus Eisen, darunter vier Pfeil- oder Speerspitzen. In der Nähe

der Kuppe häuften sich die Reste von Bauschutt, und bald fanden sich auch die Fundamente der christlichen Kapelle, etwa 6½ : 11½ m. Bei der Fortsetzung der Arbeiten stießen wir auf ein kleines Steinpflaster, bald danach auf ein großes Pfostenloch, das 4 m von dem Pflaster entfernt war; im rechten Winkel dazu kam in einem benachbarten Schnitt noch eine Pfostenbettung zum Vorschein. Es war uns bald klar, daß diese Funde mit einem zweiten Tempel in Verbindung zu bringen seien, aber es wollte nicht gelingen, die anderen Pfostenspuren aufzufinden. Dafür ergab sich, fast in der Verlängerung der ersten, eine zweite, jedoch technisch anders geartete Steinpackung von etwa 10 m Ausdehnung. Da sie aber ziemlich dicht unter der Oberfläche lag, müssen viele Steine infolge der Ackerbestellung verschwunden sein. Hier hatten wir also die Reste des dritten Tempels, der dem Porenutz heilig war. Der dicht daneben liegende, zuerst aufgefundene Tempel war demnach der des Porevith. Der dritte, größere, des Rugiaevith, der mehr in der Mitte der Fläche lag, war dagegen bis auf die kümmerlichen Reste nicht mehr nachzuweisen. Warum, das lehrte der weitere Verlauf der Untersuchung. Unmittelbar vor der Front der beiden kleineren Tempel lag nämlich eine frühchristliche Burg, wohl die Burg Wizlaws I. Erhalten waren von ihr die aus großen Findlingen gebauten Fundamente der Ecktürme. Danach hatte diese Burg eine Ausdehnung von 25 m Länge. Das Tor lag im Südosten. Durch die Burganlage war der Rugiaevithtempel bis auf die erwähnten geringen Reste zerstört.

Nachdem diese Dinge geklärt waren, blieb noch der Aufbau des Walles und des Tores der Befestigung zu untersuchen. Drei Schnitte durch den Wall ergaben, daß ursprünglich ein Holzgerüst mit dazwischengepacktem Lehm die eigentliche Wallbefestigung gebildet hatte. Von dem Tor waren im Boden die Spuren von zwei mächtigen Holztürmen erkennbar, ebenso von dem Mittelriegel zwischen den beiden Türmen, an dem die Torflügel beim Verschließen des Tores befestigt wurden. Die reichliche Holzkohle bewies, daß Tor und Wall durch einen Brand zu Grunde gegangen sind.

Das ist das Ergebnis der Grabung. Wie sich im Boden die wendisch-heidnische Besiedlung von der frühchristlichen sehr deutlich abhebt, so läßt sich an den keramischen Resten erkennen, wie zunächst das wendische Kulturgut unverändert weiterlebte, wie sich dann aber allmählich im Verlauf des 13. und 14. Jahrhunderts der deutsche Einfluß verstärkt. In diese Zeit gehören zwei Silbermünzen, Brakteaten, die sich in der Nähe der Kapelle im Bauschutt fanden. Sie entsprechen ganz den deutschen Münzen des 13. Jahrhunderts und sind in Stralsund geprägt. Im Jahre 1316 erscheint zum ersten Male das „deutsche Garz" in den Urkunden; Fürst Wizlaw III. war ein berühmter Minnesänger seiner Zeit. So war deutsches Wesen schon um 1300 in das Slawenland tief eingedrungen; nach weiteren hundert Jahren hatte es das Slawentum vollständig verdrängt.

Bericht über die Versammlung.

In der ersten Sitzung dieses Winters am 15. 10. gedachte der Vorsitzende des verstorbenen Ehrenmitgliedes Paul Magunna. Durch seinen Tod war eine Umstellung im Vorstande nötig geworden: stellvertretender Vorsitzender wurde Prof. Dr. Altenburg, Schriftführer Staatsarchivdirektor Dr. Grotefend und sein Stellvertreter Oberstudienrat i. R. Prof. Dr. Haas, Schatzmeister, wie bisher, Generalkonsul Dr. Ahrens, Beisitzer Stadtschulrat Dr. Hahne und Rechtsanwalt Hans Wehrmann, der zugewählt wurde. Ferner wurden die Themen der Vorträge dieses Winters mitgeteilt. — Freien Eintritt in das Provinzial-Museum pommerscher Altertümer haben unsere Mitglieder mit ihren Ehefrauen und allenfalls minderjährigen Kindern. Stöcke und Schirme sind auf jeden Fall an der Garderobe abzugeben; die Gebühr beträgt 10 Pf.

Den Vortrag des Abends hielt Oberstudiendirektor Prof. D. Dr. Fredrich über „Die Baugeschichte Stettins unter Friedrich Wilhelm I. Festungsbauten, öffentliche Gebäude". Die Regierung Friedrich Wilhelms I. ist ebenso bedeutend für das Äußere der Stadt wie für die Verwaltung, für Handel und Schiffahrt, Gewerbe und Industrie. In einem zweiten Vortrage werden die Stadt als Ganzes und die Bürgerbauten behandelt werden. Die Ergebnisse dieser Forschungen werden mit zahlreichen Abbildungen in den Baltischen Studien erscheinen.

Ein Blick auf die Stettiner Festungsbauten des Mittelalters und der Schwedenzeit läßt das, was jener König schuf, erst ganz würdigen. Der Große Kurfürst hatte schon während der Belagerung an die Neubefestigung gedacht und gleich nach der Eroberung durch den in jener Zeit bekannten Festungsbaumeister Johann Bernhard Scheither Pläne dazu entwerfen lassen. Friedrich Wilhelm I. konnte seit dem Jahre 1713 die Pläne des Großvaters wieder aufnehmen. Der vielseitige General Jean de Bott und Unbekannte haben Entwürfe geliefert, ehe im Jahre 1715 Gerhard Cornelius Walrave aus holländischen in preußische Dienste trat. Von 1717 stammt sein erster Plan, aber erst der zweite von 1722 wurde die Grundlage für die Neubefestigung. An der Hand der erhaltenen Pläne läßt sich das allmähliche Werden der späteren Festung verfolgen; nacheinander kam man auf die drei großen Forts; der König nahm persönlich, wie zahlreiche eigenhändige Bemerkungen beweisen, stärksten Anteil. Für die Einzelheiten des Baues und die Bauzeiten ist von großem Werte die Geschichte der Festungen Stettin und Damm von Hauptmann Böthke 1835/36 mit ihren Nachträgen, gedruckt, nicht ohne Fehler, von Berghaus II, 9. Tore und Torpfeiler, Torwachen und Hauptwache, über die eine besondere Arbeit versprochen wird, Arsenale und Magazine, Kasernen und Lazarett wurden gebaut, nicht zu vergessen die Galgen, über die, wie über den Stettiner Pranger, besondere Aufsätze erscheinen sollen. Vom Hause des Gouverneurs und der Wohnung des Kommandanten kam

der Redner auf die baulichen Veränderungen des Schlosses in jener Zeit, auf den Neubau des Turmes der Marienkirche durch Walrave, der von ihm in den Baltischen Studien N. F. XXI 1918, S. 202 behandelt worden ist, und die Grabdenkmäler in der Jakobikirche, die mit den übrigen zusammen durch etwa ein Jahrhundert reichen und die Bearbeitung durch einen Kunsthistoriker fordern. Über das Landeshaus sind die Monatsblätter 1928, S. 97 zu vergleichen. Ein Zucht- und Spinnhaus entstand an der Ecke des Rosengartens und der Heiligengeiststraße, gegenüber die Kustodie, deren Fassadenentwurf erhalten ist. Starke Umbauten erfuhren damals die mittelalterlichen Roßmühlen, die herzogliche in der Luisenstraße 9 und die des Johanniterklosters Roßmarkt Nr. 6—7. Der Stadthof wurde nach Torney verlegt. Die Neubauten auf der Lastadie waren ebenfalls zahlreich: Packhof, Stadtwage, lastadisches Gerichtshaus, Lazarett, Waisenhaus, Schlachthaus. Bedeutende Veränderungen erfuhren die Baumbrücke und die Langebrücke. Auf dem Fundament des inneren Passauer-Tores (Rosengarten Nr. 1) erstand eine Windmühle, die bis 1838 in den Silhouetten der Stadt nicht fehlte. Über die Wasserleitung, die der Schweizer Dubendorf baute, und dem Brunnen auf dem Roßmarkte, den Graël entwarf, hat der Redner früher eingehend gehandelt (M. Bl. 1924, S. 25, 33). Schon diese öffentlichen Bauten sind so zahlreich, daß sie der damals kleinen Stadt ein neues Gepräge gegeben haben. Als Denkmäler des Königs stehen von ihnen noch heute die beiden Tore, das Landeshaus und der Roßmarktbrunnen.

Literatur.

Ernst Moritz Arndts Briefe an eine Freundin. Herausgegeben von Erich Gülzow. Mit vier Lichtdrucktafeln. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Stuttgart und Berlin 1928. Geheftet 5 RM, gebunden 7,50 RM.

Eine empfindliche Lücke, die seit längerer Zeit in der Arndt-Literatur bestand, füllt diese geschmackvolle neue Ausgabe der Briefe Arndts an Charlotte von Kathen, geb. von Mühlenfels, die Gattin eines Rügener Gutsbesitzers, aus. Gegenüber der von Langenberg schon 1878 besorgten, längst vergriffenen Erstausgabe hat der bekannte Arndt-Forscher Dr. Erich Gülzow diese Briefe nach den Urschriften in wissenschaftlicher Genauigkeit und vollständig wiedergegeben; dazu kommen von den erhaltenen 51 Briefen der Frau von Kathen an Arndt 15, die hier, meist ungekürzt, zum ersten Male veröffentlicht sind. In seiner umfangreichen Einführung gibt der Herausgeber eine treffliche Darstellung von dem geistigen Freundschaftsverhältnis zwischen Mann und Frau, vor allem in der Zeit der Romantik, und behandelt insbesondere Arndts Verhältnis zu den Frauen und deren Schicksale und Persönlichkeit. Über alle Einzelheiten unterrichten gründlich die Anmerkungen und das Personenverzeichnis, beide am Schluß des Bandes.

In diesen Briefen an die gleichgestimmte Freundin Frau von

Kathen, mit der Arndt übrigens durch seine zweite Gattin Nanna Schleiermacher, die Stiefschwester des berühmten Theologen, auch äußerlich verwandt war, offenbart uns der große Vaterlandsfreund sein ganzes reiches Seelenleben. Wie groß der bildende Einfluß dieser edlen Frau, dieser „Lebensfreundin", gerade auf die sittliche und die religiöse Entwicklung Arndts gewesen ist, zeigen diese Briefurkunden mit großer Deutlichkeit. Das treffliche Werk, wirklich eine Bereicherung unserer biographischen Literatur, kann ich nur empfehlen. Dr. O. Altenburg.

Die „Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte" Band 40, 1927, bringen folgenden Bericht (Sitzung vom 12. Januar 1927):

Herr Regierungs- und Baurat Kohte, Provinzial-Konservator für Pommern, besprach die Gemäldesammlung des Schlosses Canitz bei Lupow im Kreise Stolp. Das Schloß mit seiner Ausstattung entstand unter der Grundherrschaft v. Grumbkow, deren bekannteste Mitglieder der Oberhofmarschall am Brandenburgischen Hofe Joachim Ernst (gest. 1690), der Erbauer des Schlosses, und sein Sohn, der General-Feldmarschall Friedrich Wilhelms (gest. 1739) waren; durch Vererbung ging das Besitztum von den Grumbkows auf die Familien v. Podewils und v. Bonin über. Die bisher unbeachtet gebliebene Gemäldesammlung umfaßt Bildnisse von Angehörigen des Brandenburgisch-Preußischen Herrscherhauses und der vorgenannten Familien, zu denen die ihnen verwandte v. Geßler hinzutritt. Von besonderem Werte sind hervorzuheben: ein vorzügliches Brustbild des General-Feldmarschalls v. Derfflinger aus seinen späteren Jahren. Die Bildnisse des Kurfürsten Friedrichs III. und seiner Gemahlin Sophie Charlotte, um 1690 gemalt. Friedrich der Große als etwa 13jähriger Prinz, gemalt laut Bezeichnung vom Hofmaler F. W. Weidemann, als Kronprinz nochmals ein Jahrzehnt später, vermutlich von demselben Maler; diese beiden Gemälde, die Gestalt in Lebensgröße gebend, ergänzen die von Seidel 1911 und Volz 1926 veröffentlichten Zusammenstellungen der Bildnisse Friedrichs des Großen. Ferner dessen Brüder August Wilhelm und Heinrich um 1740, vortreffliche Kniestücke, Pesne zugeschrieben. Markgraf Philipp von Schwedt und sein Sohn Friedrich Wilhelm. Zu nennen ist noch eine zu jener Zeit gefertigte Kopie nach Rafaels Maria im Grünen (in Wien). Auch die reichhaltige Bücherei ist im Schlosse noch vorhanden. Zur Erläuterung des Vortrages dienten die photographischen Aufnahmen der Staatlichen Bildstelle.

Inhalt.

Für die Schriftleitung: Staatsarchivdirektor Dr. Grotefend in Stettin.
Druck von Herrcke & Lebeling in Stettin.
Verlag der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde in Stettin.